

Von Lotte Guballe.

Auf einem Treppenaufgang blieb Hofrath Schneider, tief Athem holend, stehen. Er nahm den grauen Cylinder ab und betupfte mit seinem Taschentuche die Stirn. Sehr vorsichtig that er das, damit seine wohlgepflegte Schlafkappe nicht zu Schaden käme. Und ebenso vorsichtig setzte er dann seinen Cylinder wieder auf. Die Abendsonne schien durch das Treppenfenster, das mit einer himmelblau und weiß gemusterten Gardine verhängen war. Häute Ludwig Schneider gesehen, wie bleich ihn das blaue Licht erscheinen ließ, er wäre sichtlich heftig erschrocken. So verursachte ihm der Anblick der Gardine nur eine angenehme Erinnerung. Sie war aus einem Sommerkleid seiner Freundin Elvira Scriba gemacht. Er sah lächelnd nach dem blauen Gewebe. Sehr, sehr lange war es her, daß Elvira dieses Kleid trug und auf einer grünen Wiese mit ihm Blindfuß spielte. Und nun saßte er tief. Das war sehr lange her — wirklich — daß sie jung waren. — Und dann erschraf er doch. Silige Schritte kamen die Wendeltreppe hinauf — dann erklang ein melodisches Klagen. So konnte nur Elvira lachen.

„Sie sind wohl ganz entzwei, Herr Hofrath? Ja, die liebe Zeit! Und ein Wiedersehen feiern Sie auch — die Gardine! Ja — ja, das ist das Ende alles Schönen! Es wird dienstbar gemacht!“ Da stand Elvira neben ihm und lachte ihn an und war weder müde noch matt von dem Aufstieg. Der Hofrath kam gar nicht zum Antworten. Er machte nur eine Verbeugung und trat zur Seite.

„Das Treppenscheitern ist Ihnen wohl ein ungewohnt Ding? Ist es Ihnen schlecht bekommen? Oder ist es der Herbst, der Ihnen in den Gliedern liegt? Er bringt ebenso viel Unruhe ins Gemüth wie der Frühling, find' ich.“

„Der Herbst? Sie finden das? Nein, das ist es nicht. Ich fühle mich durchaus wohl, etwas ermüdet allerdings. Wie kann man auch so hoch wohnen!“

„Ja — nun — ich strebe immer hoch hinaus. Sollten Sie das nicht mehr wissen? Schließlich laudete ich fünf Treppen hoch in einer Mansarde. Ein Glück für Sie, daß Sie mich nicht verfehlten. Ich werde voraus gehen, um die Thüre zu öffnen. Kommen Sie langsam nach!“

Ludwig Schneider hatte eine unbehagliche Empfindung, als Elvira stilk vorausging. Er hatte Mühe, eine ärgliche Stimmung zu überwinden. Wie gut Elvira Scriba aussah! Ihre Augen leuchteten unter den feinen, dunklen Brauen. Ihre Wangen schimmerten rosa — wie gut das zu ihrem vollen, weißen Haar stand!

Ja diese feinen, dunklen Brauen! Seine Schwester Auguste behauptete, Elvira verbanke diese wirkungsvolle Fieder einer am brennenden Licht geschwärzten Mandel. Er fand, es sei vollkommen gleichgültig, auf welche Ursache eine so reizende Thatsache zurückzuführen sei.

Elvira gehörte seiner Ansicht nach zu jenen Frauen, welche zu jeder Zeit ihres Lebens schön und reizvoll zu sein verstehen — nein, es ganz absichtslos sind —, so daß die Natur nie beleidigt wird.

Als er auf der letzten Treppenwendung angelangt war, öffnete gerade Elvira die Vorkamthüre. Ein Lichtstrom fiel auf die Treppe. Ludwig Schneider sah entzückt empor. Elvira stand in der offenen Thüre, die Sonne wob einen hellen Schein um ihr silbernes Haar — eine Aureole, dachte er aufrecht begeistert. Und wie mädchenhaft schlank diese Frau noch war!

Er eilte die letzten Stufen hinauf. Er verag, daß ihn vor wenigen Minuten seine Knie geschmerzt hatten, und der Athem kurz geworden war. Und nun standen sie sich gegenüber in der Mansardenwohnung, fünf Treppen hoch, im Haus „Zur Goldenen Krone“. In dem stilllichen, stolzen Haus, das einst Elvira's Vater besessen hatte, als er noch Rathsmann und Weinhändler war, — ein reicher Mann, dessen Geld in der Hand eines leichtsinnigen Sohnes wie Morgenthau vor der Sonne zerrann.

„Wie lange wollen Sie denn noch hier oben wohnen?“

Elvira zeigte nach dem Himmel, der in wundervollen Farben glänzte. Goldig, violett und roth. Begreifen Sie nicht, daß ich gerne hier oben bin? Dieses Schauspiel sehe ich fast jeden Abend. Und wenn ich will, auch am Morgen. Und es ist jedesmal gleich gewaltig, einerlei ob der Schrecken oder die sanfteste Lieblichkeit die Farben gemischt hat. Ich verfolge die Goldene, hier an meinem Fenster sitzend, Stunde um Stunde. Und dann Abends — den Mond und die Sterne!“

„Wie Sie noch schwärmen können, Elvira — genau so wie damals, als Sie mir eine Rauchsäule zeigten, die aus einem im Wiesenrand verborgenen Haus aufsteigt, und behaupteten, so fernzugeschickten Himmel stiege Ihre Sehnsucht — ins Blaue hinein — nach einem fernem, hohen Ziel.“

„Das haben Sie nicht vergessen?“ Elvira sah ihren Gast erkannt an. Und er wurde ehlich unter dem Bann dieser hellen Augen.

„Doch, ich hatte es vergessen, aber es fiel mir wieder ein, als ich die blaue Gardine sah.“

Elvira nickte und lächelte. „Wie alt sind wir denn?“ fragte der Hofrath. Es klang wie eine verlegene Entschuldigung.

„Wir beide? Wir beide zusammen?“ Elvira lachte jetzt laut und zählte an den Fingern. „Genau ein Jahrhundert, wenn wir unsere Jahre zusammengeben. Ein rundes Jahrhundert.“

„Ich bin sieben Jahre älter als Sie, Elvira. Ich entsinne mich noch genau auf Ihren ersten Ball. Sie trugen einen Kranz von rothen Fuchsen in den hellblonden Locken, und Ihr Kleid war weiß wie Schnee.“

„O ja — auch ich erinnere mich noch genau dieses Abends. Mein Herz pochte so laut zum Zerpringen. Meine Mutter sagte: „Seute trittst bu in die Welt hinaus.“ Wie seltsam das alles war, als ich an der Seite meiner Eltern in den Ballsaal kam. Ich dachte während meiner Jugendzeit oft, ähnlich ergeht es wohl einer Seele, wenn sie in den Himmel kommt: Glanz und Melodie, und Duft und Farben. — Aber nun sind wir zusammen hundert Jahre alt und sollten nicht weiter an der Jugend süße Thorheiten denken, sondern denken an die grauen Tage, welche der Winter bringt.“

Sie hatte eine einladende Bewegung nach dem Fenstererker gemacht, der rund in Thurmform gebaut war. Zwei bequeme Sessel standen dort, dazwischen ein Arbeitstisch mit Büchern, ein bunter Marmorfußstapfel. Ludwig ließ sich in einem der Sessel nieder. Es war ihm ein angenehmes Gefühl, weich und warm zu sitzen nach dem mühsamen Aufstieg. Warum war er nie hier oben gewesen — niemals? Er rückte sich tiefer in den Sessel zurück, eine Verlegenheit beschlich ihn, die er vordem nie getannt hatte.

„Wissen Sie, weshalb ich komme?“ „Sie haben mir etwas Wichtiges zu sagen!“ Sie hätten sonst nicht den Aufstieg gewagt. Ehe Sie sprechen, möchte ich Ihnen doch ein Glas Süßwein einreichen? Mustat — Lunel — darf ich?“

Sie wartete keine Antwort ab, sondern holte aus dem Eschrank eine Karaffe mit dem dunkelgelben Wein, füllte zwei Gläser voll und bot eins davon dem Gast. Und eine grüne Glaschale mit Nuskernen holte sie herbei, und dann ergrieff er das Glas, stieß an das ihre, grüßte huldbringend den Augen und führte das Glas an seinen Mund. Da bebt seine schmale Hand kaum merklich. Nicht das Alter verdrückte das. Sondern ein seltsames Erschrecken über so viel Schönheit und Gelassenheit, die seine Augen erblickten. Er trant mit tiefem Behagen. Langsam — das war ein seltener Genuß. Und der Herr Hofrath Ludwig Schneider war ein feiner Genießer: der süße, schwere Wein, und diese schöne, sanfte, reife Frau.

Elvira nippte an dem Wein im Glas, nahm einen Haufelnüßchen und sah ihren Gast erwartungsvoll an.

Und dann geschah etwas Räthselhaftes. Er fand keinen Anfang und hatte doch so genau gewußt, was er in Worte fassen wollte, heute an diesem schönen Herbsttag. Er sah seine schöne Freundin aus der Jugendzeit ängstlich an. Würde sie ihn auslassen, wenn er jetzt seinen Glückwunsch zu der Erbschaft anbrachte, die ihr wider Erwarten zugefallen war, — wenn er sie bat, im Namen seiner Schwester und aller guten Freunde, aus dieser entlegenen Mansarde wegzuziehen, in ein freundlicheres Haus, vor das Thor? — Verlegen fuhr er sich wieder mit seinem seidenen Tuch über Stirne und Augen.

Elvira lächelte nicht. Sie sah ernst, fast traurig aus. Von ihm weg blickte sie zum Fenster hinaus, über die Dächer, nach den schlanken Thürmen und nach dem Taubenschwanz, der gerade der untergehenden Sonne nachsah und dann im Duft des Abendhimmels verschwand. Sie hatte sich und ihren Gast auf Augenblicke vergessen. Er wartete nicht, an ihrer Verunkenheit zu rühren.

Da erklang von irgend woher das Spiel einer Flöte. Welche, seine Töne, bei denen man an farbige Zierblasen dachte, oder an Rosenblätter, die der Wind über ein Grab gestreut hatte. Diese Töne weckten sie. Und es klang sehr traurig, als sie jetzt zu ihm sprach: „Sie hätten nicht kommen sollen, Ludwig. — hätten uns beiden das erspart sollen.“

„Liebe Elvira — Fräulein Scriba —“

Sie hob abwehrend die Hand, auf das Lied der Flöte laufend. Wie die Töne durch die Luft schwebten, näher kamen, vorbeizogen und sich mit dem leisen Summen des Abendwindes davon machten, der im Schindelbehang des Giebels spielte! Dann ließ sie ihre Augen durch das stille Mansardenzimmer gehen, das sie liebte, wie der Vogel sein Nest. Und sie erhob sich aus ihrem Sessel und schritt aus dem Erker hinaus bis zu dem grünen Raselfen. Dort blieb

sie stehen. Ludwig Schneider dachte: Sie legt mit Bedacht eine räumliche Entfernung zwischen uns, ehe sie spricht.

Elvira aber empfand es wie eine Wohlthat, daß sie im Halbdunkel stand, und ihr Jugendfreund im Abendlicht am Fenster saß. Sie stellte fest, daß er immer noch ein schöner, stattlicher Mann sei, etwas müde vielleicht, mit einer erwachsenen Sehnsucht im Gemüth, und ihre Heftigkeit veränderte sich in Schonung. Und auch das wurde ihr klar, daß diese mittelbige Schonung nicht zu seinen Gunsten sprach. Eine Frau wird nur heftig in abweisender Rede, wenn ihr Herz nicht ganz frei ist. — Schonend und mittelbige, wenn kein einziger Funke mehr unter der Asche glimmt.

Dann antwortete sie sehr ruhig: „Seitdem ich diese Erbschaft machte, sorgen sich alle meine Freunde um mich. Sie finden pöthlich, daß ich zu hoch wohne, zu einsam lebe und unter Menschen gehen müße. — Ich habe diese Erbschaft — dieses Geld. Schon einmal machte mich vor Jahren das Geld, weil ich es verlor, einsam. Wissen Sie noch, Ludwig, in diesem Herbst find' gerade dreißig Jahre her, daß die Scribas bettelarm wurden. — Nun bin ich wieder so reich wie damals. Aber ich blieb einsam, obgleich alle wiederkommen, um mich ihrer Freundschaft zu versichern, und behaupten, sie hätten es bestimmt gewußt, daß das Schicksal doch noch einmal einen verändernden Ausgleich finden werde. — Verführender Ausgleich! Wenn ihr doch wüßtet, wie lange ich schon mit dem, was ihr mein Unglück nennt, ausgeföhnt bin.“

„Elvira — Sie werden bitter und ungerath.“ Da kam sie wieder mehr in die Abendhelle des Fensteres. Jedoch sie blieb neben dem Pfeiler stehen, der den Erker gegen das Zimmer abgrenzte. Sie schüttelte das Haupt. „Nicht so, Ludwig. Ich bin nicht bitter, nicht ungerath. Trostlos war ich damals, als ich zum Unglück die Schmach gefühlte. — als Sie mir klar machten, daß die Verhältnisse stärker wären, als wir — als die Liebe, an die ich glaubte, an die Sie nur im Glück glauben konnten.“

„Elvira, blieb ich nicht etwa wie du?“ Er sprach leise, und hingeworfen von ihrer Schönheit schlich ihm die alte, trauliche Anekdote über die Lippen. „Einsam wie ich? Oh nein, Du fandest dich auf deine Weise mit dem Leben ab.“

„Ich hatte Verpflichtungen — meine Mutter.“

„Um Gottes willen, ich habere und rechte doch nicht mit dir, Ludwig Schneider, entgegne sie stolz. „Laf mich dir alles sagen um jener Glüdstunden willen, die du in meine Jugend brachtest. Ich war unglücklich. Ich sah hier in diesem Erker, allein und verlassen. Der Bruder feige aus dem Leben geflohen, der Vater vor Gram gestorben. — Ich hatte Niemanden. — Ich dachte zurück — immer zurück und schüttelte verwundert den Kopf. Ich dachte nicht an das denken, was kam. Und eines Abends, als ich hier saß in diesem Erker und nach der untergehenden Sonne schaute — und nicht aufstand — eine ganze einfache Nacht lang — ach so einsam — die Sterne zogen auf — die Mondschel hing in den Wolken — die Uhren schlugen — der Wind sang — die Gloden läuteten — das Leben schlief ein, das Leben erwachte wieder — und die Sonne ging strahlend auf: — da erstand in mir die scheue Ehrfurcht vor dem Uebermächtigen, dem wir nichts sind. Und gleichzeitig damit noch ein anderes: das Einsinken mit jenem Uebermächtigen. Da erwachte eine andere Sehnsucht in mir, ich wollte stark sein und zu den Ueberwindern gehören — ich bin nicht einsam und nicht bitter, Ludwig. — ich bin so reich, daß ich oft selbst erschreke. Ich habe jene Ruhe gewonnen, die über Freude und Schmerz steht. Mich loden nicht Gold, nicht Liebe, ich bin wunsch- und furchtlos.“

Elvira strich sich, tief aufathmend, mit der Hand über die Stirn. In völlig anderem Ton dann fuhr sie fort: „Ich hätte Ihnen dies vielleicht verschwiegen sollen, Herr Hofrath. Es war auch wirklich meine Absicht, mit einem Scherz über die prinzipielle Situation hinwegzukommen, in die mich Ihr Besuch brachte — aber — dann bezwang mich doch die Erinnerung an das Stöckliche, das wir einst besaßen — und ich wurde wahr.“

Sie fleg die eine Stufe hinauf, setzte sich wieder in den Sessel, ihm gegenüber, ergrieff ihr Glas und trant es langsam leer. Er fand keine Worte. Lange sah er sie an, und sie wick seinem Blick nicht aus. Dann sagte er langsam, und seine Stimme klang fest aber traurig: „Einmal als ich jung war, Elvira, — am Morgen jenes Tages, an dem ich dir Abends meine Liebe erklärte, die Treue schwor“ — er stockte und schloß für einen Augenblick die Augen. — „Bändigte ich mein wildes Pferd. Das war ein Hochgefühl, wie ich es nie wieder empfand. Ich achte nur manchmal, wie göttlich schön es sein müßte, ein geliebtes Weib zu bezwingen, seine Seele zu gewinnen. Heute weiß ich, was mir entging an Götterwinne, als ich dich verlieb —

weil die Verhältnisse mich zwangen.“ Er hatte die letzten Worte in bitterer Selbstverpottung gesprochen und stand nun auf. Auch sie hatte sich erhoben. Die Sonne war hinab, die Dämmerung lag wie ein Schleier vor den Fenstern, der Taubenschwanz flog mit tharntremem Flügelsschlag dicht am Fenster vorbei. Die Flöte schwebte — es war still ringsumher.

Elvira verließ zuerst den Erker. Sie zündete schweigend ein Licht an und geleitete ihren Gast zur Thüre. Noch einen Augenblick stand er zögernd da, ihre kalte, schöne Hand in seiner weichen haltend, dann schritt er hinaus.

Sie blieb, über das Geländer gebeugt, stehen und hielt das Licht hoch. Und dann bedachte sie die Kündigungen der Wendeltreppe, daß sie dem Lichtschein Schranken legten. Deshalb ging sie fürfürlich hinter ihm drein. Wenn er bei einer Biegung aufnahm und die stille Frau mit dem Licht erblühte, dessen Flamme im Wind erbebt, ging durch sein Herz ein stummer Jammer, eine heiße Sehnsucht nach nie gelöstem Glück.

In dieser Nacht segte der Herbststurm über die Dächer, und es regnete, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären. Wieder saß Elvira im Sessel am Fenster. Sie lautete auf das Stöhnen und Schluchzen der Herbstnacht, und es fiel ihr schwerer als sonst, den reinen Ton heraus zu hören, der vom wiederkehrenden Frühling singt...

Bismarck und das Ruffische.

Als Fürst Bismarck 1859 als preußischer Gesandter nach Petersburg kam, fing er an, bei einem jungen Studenten Ruffisch zu lernen, der ihm zweimal in der Woche früh um 10 Uhr Stunde gab. Der große Staatsmann fürchtete zunächst, sich bei den vielen Konsonanten und Zischlauten die Zunge zu verrenken. Als er aber erst einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, machte er mit seinem Hausenwörthen Gedächtniß überraschende Fortschritte. Während des Unterrichts kam es zu manch lustigen Zwischenfällen. Bismarck hatte auf der Jagd einen kleinen Bären gefangen, mit dem seine beiden, damals 8 und 11 Jahre alten Jungen spielten und der in dem großen Saal, wo die Lektionen stattfanden, frei herumließ. Während Bismarck fleißiger Schüler Turgenjews damals eben erschienene Novelle „Das oblige Nest“ ins Deutsche übersezte, mußte er auf einmal laut aufschauen, denn der Bär hatte sich dem Lehrer genähert, und dieser war in entsetzlicher Angst, daß die Bestie ihm in die Waden beißen könnte.

Durch seine rasche Erlernung des Ruffischen lenkte er sogar die Aufmerksamkeit des Jaren auf sich. Er war mittags ins kaiserliche Schloß geladen worden und Alexander II. fragte ihn: „Verstehen Sie Ruffisch?“ Ich verstehe es ein wenig, Majestät,“ antwortete Bismarck dreif, wenn es nicht zu rasch gesprochen wird.“ „Nennen Sie die Sprache schon lange?“ fragte nun der Zar weiter, und als Bismarck auf ruffisch erwiderte, „Erl seit vier Monaten“, war Alexander höchlich erstaunt über ein so ungewöhnliches Sprachtalent und äußerte sich darüber in den schmeichelhaftesten Worten zu dem Gesandten.

Besonders Spaz machte Bismarck die vielfältige Bedeutung des Wortes „Nischewo“, das eigentlich „Es thut nichts!“ heißt, dessen Sinn aber auf die verschiedenste Weise je nach dem Inhalt des Gesprächs ausgelegt werden kann und sowohl dem Ausdruck des Bedauerns und der Entschuldigung, wie der Zufriedenheit und Genußgabung entspricht. Die Vieldeutigkeit dieses ruffischen Alerweltworts sollte er einmal in fühlbarer Weise kennen lernen. Bei einem Jagdausflug hatte er sich veripföhrt und einen Schlitzen gemiethet, der ihn möglichst schnell zu seinem Gastfreunde bringen sollte. Aber der Kutscher kam ihm trotz aller milben und kräftigen Ermahnungen, die er an ihn richtete, nicht rasch genug vorwärts. Auf die Frage, weshalb er denn nicht schneller fahre und ob er auch den richtigen Weg nicht verstehe, antwortete der Kutscher immer gelassen: „Nischewo!“ Selbst als er einen Fuß in den Rücken erhielt, züchte er nur entsetzungslos mit den Schultern und murmelt: wieder „Nischewo!“. Plötzlich machte er mit seinem Schlitzen eine zu kurze Wendung. Das Fuhrwerk neigte sich bedenklich zur Seite und kippte endlich mit seinem erlauchten Passagier um, der schon damals über zwei Zentner wog. Bismarck fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Als er sich wieder erhob und ärgerlich zu schimpfen anfing sagte der Kutscher, nachdem er seinem Jagdauß gemüthlich den Pelz abgeklopft hatte: „Nischewo, Herr, wir werden schon irgendwo glücklich antommen.“

Ein Cavalier. Dame: „Sehen Sie nur, Herr Ober, der Herr hat das ganze Glas Bier über mein Kleid gegossen.“ — Ober: „Ach, das ist nicht so schlimm, es gibt ja mehr Bier.“

Das Auge des Verbrechers.

Kriminalistische Skizze von T. v. Altwaldhüt.

Lavater, der berühmte Professor der Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschkenntniß und Menschliebe“, erwartete einst das Bildniß Herders. Als er es endlich in Händen zu halten glaubte, fand er in den Zügen des Edlen thatsächlich alle jene erhabenen Eigenschaften, die er ihm zugetraut hatte. Weder klein noch freudig sollte aber Lavater's Ueberaschung sein, als es sich bald herausstellte daß er in dieser Weise einen kurz zuvor in Hannover hingerichteten Mörder „begutachtet“ hatte.

Diese Anekdote, die keineswegs erfunden ist, zeigt so recht deutlich, wie leicht die Physiognomist versagen kann, wie schwierig es ist, aus den Zügen des Menschen seinen moralischen Werth bestimmen zu wollen. Nichtsdestoweniger verachtet der Kriminalist in der Ausübung seines Berufes doch nicht auf die Mithilfe dieser „Wissenschaft“, denn haben ihn erfahrungsreiche Arbeitsjahre erst zu einem wirklichen Menschenkenner gemacht, so weiß er wohl im menschlichen Antlitz zu lesen.

Damit ist nicht gesagt, daß es ihm einfallen würde, aus der angeborenen Form der Gesichtszüge auf „Gut“ oder „Böse“ schließen zu wollen. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, in der man viel von einem sogenannten „Verbrechertypus“ sprach; aber das Gebäude der Lehre vom „angeborenem Verbrecher“, der an bestimmten körperlichen Erscheinungen zu erkennen sein sollte, ist eingefürzt, weil es auf unwissenschaftlicher Grundlage errichtet war. Nicht die Form der Gesichtszüge, mögen sie noch so groß, abföhrend und unheimlich sein, läßt auf einen verbrecherischen Geist schließen: Der ehrlichste und harmloseste Mensch kann diese Form theilen mit dem verworfensten Mörder. Eines allerdings wird er nie mit ihm gemein haben, wenigstens für den Menschenkenner nicht: den Ausdruck, das „Niemenspiel!“

Und wenn der Verbrecher sein Niemenspiel — sei es vor dem Richter, sei es vor anderen Leuten, die er täuschen und deren Vertrauen er gewinnen will — wenn er sein Niemenspiel auch noch so glänzend zu beherrschen sucht, über etwas ist ihm die Macht auf die Dauer verfaßt, eines verräth ihm schließlich doch einmal, das ist der wahrhaftige Spiegel der Seele, das Auge!

Wie es ihn zu verrathen vermag in einem größeren Sinne, das werden wir später sehen; das psychologische Moment interessiert uns zunächst. Eine Eigenbümlichkeit aller, die sich schuldig fühlen, die sich verfehlen und die Entdeckung fürchten müssen, ist der biligari schnell geworfene, lauernde, forschende, scharfe Blick. Dem Erfahrenen genügt das Auffangen eines einzigen solchen Blickes, um zu wissen, welches Urtheil er sich bilden soll. Solche forschende, scharfe Blicke entziehen z. B. auch dem Simulanten, der sich einfältig stellt. Die Simulation von Dummheit kommt überall häufig vor. Besonders dann, wenn ein Verbrecher mit raffinierter Schläue in Szene gesetzt worden ist, greift der Hüter mit Vorliebe zu dieser Verstellung. In seinen Antworten vermag er sie auch auf die Dauer so ziemlich durchzuführen. Einen wirklich „dummen“ Ausdruck der Augen erreicht aber bekanntlich kaum der begabteste Komiker. Namentlich dann, wenn der Angetragte plötzlich in eine schwierige Lage gedrängt wird, kann er es nicht verhindern, daß ein Blick höherer Intelligenz durch sein Auge zuckt.

Auch wo es gilt, Simulation von Geisteskrankheit festzustellen, wird auf den Ausdruck des Auges als auf ein besonders wichtiges Moment geachtet. Verbrecher, die den „wilden Mann“ spielen, mögen sich noch so große Mühe geben, eine Geistesstörung glaubhaft zu machen — der Blick des Irren steht ihnen nicht zur Verfügung. Ueber den Blick des Simulanten schreibt Rema aus seiner reichen Erfahrung heraus: „Man wird immer die Beobachtung machen, daß die Augen des angeblich Geisteskranken lebhaft, beweglich sind und Aufmerksamkeit verrathen, daß sie fest auf den Fragesteller gerichtet sind, daß sie immer in dessen Gesichtsausdruck oder dem der Umstehenden, in den Bewegungen, die fallen, in den Schriftzügen, mit denen die Notizen gemacht werden, die Meinung, die man sich über sie gebildet hat, zu entziffern bemüht sind. Die Augen erstrahlen nie in dem phosphoreszirenden Glanze des Maniakalischen, zeigen nie die düstere Theilnahmslosigkeit des Melancholischen, nie den lebhaften oder misstrauischen Ausdruck des Paranoischen, nie den argwöhnischen, unsicheren, schreckhaften Ausdruck des Epileptischen, nein, sie bleiben die Augen des Verbrechers, aufmerkend, beweglich, kalt und finster.“

Einen besonders scharfen, bligartigen Blick besitzen übrigens die Falschspieler. Es ist ein Blick ganz eigenbümlicher Art, wie man ihn gerade so bei keiner anderen Verbrechertaste findet. Diesen charakteristischen Blick üben sie und brauchen sie eben bei

ihrer „Verursarbeit“, dem Falschspiel. Seine Anwendung in schwierigen Lebenslagen wird ihnen fastlich zur zweiten Natur. „Leute“, schreibt Hanns Groß, deren Grifenz, Gewinn und Freiheit davon abhängt, daß sie auf das allerhöchste beobachten und alles sehen, was für sie wichtig ist, ohne daß aber die anderen bemerken dürfen, daß sie etwas sehen, gewöhnen sich dieses eigenbümliche Schauen so an, daß sie dann, wenn sie zwar nicht nach den Karten sehen müssen, sich aber doch in bedenklicher Lage befinden, jenen gewöhnlichen Blick auch nicht meistens können. Dieser Blick hat weiter das Eigenbümliche, daß die Leute infolge großer Uebung weit nach rechts oder links schauen können, ohne hierbei den Kopf überhaupt oder merklich wenden zu müssen. Hierbei halten sie den Kopf etwas vornüber, ziehen die oft ausgefämneten Augenbrauen zusammen, um so einen Schleier für die Augen bilden zu können, und nun fliegen die scharfen Augen bligartig nach allen Seiten, ohne daß der Gegenüberwärtige, der ja eine auffallende Kopfbewegung nicht wahrnimmt, eine Ahnung davon hat, daß der Grez so lebhaft umberschauf und beobachtet.

Sieht derselbe dann vor dem Untersuchungsrichter, so weiß er sehr gut, daß es jetzt um ein sehr ernstes Spiel geht, und daß ihm dasselbe, was ihm so oft beim Spiel geflossen hat: Menschenkenntniß, Scharfblick, kaltes Blut und Unverfrorenheit, auch heute noch helfen kann. Es ist nicht viel Unterschied zwischen der heutigen Situation und anderen, in denen er sich oft genug befunden hat. Die Lage ist ihm nicht fremd, er bleibt in seinen gewöhnlichen Manieren und läßt seine Blicke bligen, wie er sonst gethan. Der Untersuchungsrichter, der aber nur einen einzigen solchen Blick auffängt, weiß, mit wem er es zu thun hat.“

In einem ganz anderen Sinn noch vermag das eigene Auge den Uebelthäter zu verrathen: Ein flüchtiger Verbrecher, der sich unkenntlich machen will, vermag sein Aussehen auf fast ungläubliche Weise zu verändern. Die Farbe des Auges aber wird von solchen Ver suchen nicht im geringsten berührt. Sie kann er nicht umwandeln gleich seinem übrigen Aeußeren. Darum gilt auch die Augenfarbe als eines der wichtigsten Erkennungsmerkmale. Mit Hilfe der „Vertillonaque“, d. h. vermöge jenes berühmten Stanolements, dessen Prinzipien Vertillon festgelegt hat, ist der Criminalbeamte im Stande, die feinsten Farbenshancen eines Auges zu bestimmen, daß Zerthümer ausgeschlossen sind.

Demit diese Klarheit der Bestimmung erreicht werden konnte, mußte natürlich mit einigen im täglichen Leben gebräuchlichen, aber ungenauen Benennungen gebrochen werden. „Graue“ Augen gibt es z. B. nicht im Erkennungsdienst. Was man graue Augen nennt, sind meist blaue, die mehr oder weniger mit gelblichen Tönen durchsetzt sind. Man spricht auch von „schwarzen“ Augen. Die Regenbogenhaut ist aber nie völlig schwarz, sondern nur dunkelbraun.

Zum Zwecke des Signallements werden die Augen in zwei Grundtypen eingetheilt, in nichtpigmentirte (keinen braunen Farbstoff enthaltende) und in schwarzbraune Augen. Nichtpigmentirt sind z. B. die azurblauen, schieferblauen u. mittelblauen Augen. Bei den pigmentirten Augen unterscheidet man gelbe, orange, kastanienbraune, kreisförmig schwarzbraune, schwarzbraun-grünliche und schwarzbraune Augen.

Leider verbietet uns der beschränkte Raum, nähere Details der Augenbeschreibung, wie sie heute eingeführt ist, zu geben. Es sei nur noch einmal betont, daß sie von großer Ausbühlichkeit und Klarheit ist. Besonderheiten und Anomalien des Auges werden natürlich auch nicht außer acht gelassen. Gerade sie können sich durch unregelmäßige Werthung des Farbstoffes in der Regenbogenhaut allerlei sonderbare Figuren bilden. So erscheinen mitunter im menschlichen Auge klare, wohlleserliche Ziffern. Bester solcher „nummerirter“ Augen dürften wohl mit besonderer Unbühbarkeit wiedererkannt werden.

Der schlagfertige Zeuge.

„Wenn ich recht verstehe,“ schnauzte in einem amerikanischen Gericht der Vertheidiger den Zeugen an, „find Sie Lehrer. Wissen Sie in dieser offiziellen Eigenschaft etwas über Ursache und Wirkung?“ — „Jawohl,“ antwortete der Zeuge mit den milden Zügen. — „Und wollen Sie mir, bitte, mal sagen, ob die Wirkung jemals der Ursache vorangeht?“ — „Jawohl, das kann der Fall sein.“ — „O! Und wann, wenn ich fragen darf?“ — „Wenn eine Schiebstarre von einem Manne gefohben wird.“ Das Publikum lachte, und der Richter pugte seine Brille. „Sie scheinen so flug zu sein,“ höhnte der Vertheidiger, „daß Sie den Gerichtshof vielleicht auch darüber aufklären werden, wieviel Seiten ein Kreis hat?“ — „Gewiß!“ entgegnete der Zeuge. „Er hat zwei Seiten.“ — „In der That! Und welche sind das?“ — „Die Innenseite und die Außenseite.“ — Der Fall wurde vertagt.